

Das Paradieszimmer

Herbstmahnung

Über die Wälder schießen die Schwalben her,
Fliehen vorm Herbste hinunter zum schimmernden Meer.
Blätter und Blüten entwirbelt der jagende Wind.
Seele, nun kommen die Tage, die trübe sind.

Sieh, wie der Schnitter die goldenen Garben schon barg
Siehe die Hügel, wie stehen sie kahl und karg!
Horch, wie die Glocken dich mahnen im Abendschein:
„Seele, nun sammle auch du deine Ernte ein!“

Irgendwo liegt schon der Hügel, darin du einst ruhst!
Irgendwo steht schon die Tanne, aus deren Brust
Sie dir einst schnitzen den Sarg zu der letzten Ruh'.
Irgendwo fragt schon ein Kreuzlein: „Und du? Und du?“

Arno von Walden

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Fortsetzung)

„Das war doch aller Ehren wert gehandelt“, warf ich dazwischen.

„Gewiß. Um selben Tage noch, es war der siebente Christmonat Anno 82, erließ er vom Hause Dilborn aus eine feierliche Verwahrung gegen seine Verbindung mit der Betrügerin und machte den Prozeß beim geistlichen Gerichte in Tülich anhängig. Aber seit jenem Tage ist der arme Herr Arnold ein gebrochener Mann. An bösen Zungen hat es leider niemals Mangel, und so fehlte es nicht an Stichelsreden und Ohrengebläse. Das tat ihm bitter weh, und vermeindend, er habe seinem edeln Namen einen groben Schimpf angetan, schämte er sich also vor seinen Standesgenossen, daß er jeden Umgang vermied und gar menschenscheu, ja fast schwermüdig wurde. Als das nächste Jahr die große Türkennot brachte, da der Kara Mustafa Wien belagerte, machte er sein Testament mit dem Entschluß, sein von Nöten bedrängtes Leben dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu weihen. Ich und einige Diener, darunter der Grates, begleiteten ihn.

Zur glorreichen Schlacht vor Wien kamen wir leider zu spät, indem die Stadt schon befreit, der Türk aber auf der Flucht war. Allein es gab im Feld noch genug zu tun. Wir folgten den

Fahnen des Herzogs von Lothringen die Donau hinauf. Vor Pest pflückte unser Herr schöne Lorbeer, was ihm wieder etwelchen Lebensmut in seine Brust gab. Aber bald war es auch damit zu Ende, sitemal andere Edelleute, die weit weniger getan haben als unser Herr, vom Kaiser höchstlich ausgezeichnet wurden, während um seine glorreichen Taten kein Hahn frähte.

„Um dieselbe Zeit kam auch ein Brief aus Geldern, in welchem der Erbmarschall schrieb, daß geistliche Gericht von Tülich habe die Ungültigkeit der Ehe zwar anerkannt, die leidige Dausque aber gegen solanen Spruch Berufung nach Rom eingelegt, und es sei daher nötig, daß Herr Arnold zurückkomme. Ritten also selbänder nach Hause. Jezo fing der heillose Rechtshandel erst recht von vorne an, sitemal nicht nur das verlogene Schandweib alles tat, um dem Heiligen Vater ein X für ein U zu machen, sondern auch die Herren Fürsprecher und Rechtsanwält es meisterlich verstehen, eine solche Sache in die Länge zu ziehen und Lügen auf Lügen zu häufen! Mein Herr mußte nach Rom, und endlich wurde das Urteil in letzter Instanz gesprochen: die Ehe sei null und nichtig, die Dausque habe die Kosten zu tragen. Als der Graf zurückkam, war er

noch menschenfeuer als früher und wollte sich in eines seiner Schlösser vergraben. Da half nun mein Bitten und Betteln wenig, er möge freien, anerwogen er solches seinem Geschlechte schulde. seine Widerrede war immer dieselbe, indem er mich fragte: „Welches edle Fräulein wird einem Menschen, der also das Landesgespräch war wie ich, seine Hand bieten?“

„Aber man wußte doch, wie alles gekommen war?“ fragte ich.

„Seht, Meister Jan, die Leute glauben immer leichter Böses als Gutes vom Nebenmenschen. Dieweil nun zur Zeit des Prozesses gar viele Verleumdungen ausgestreut wurden, vermeinten manche, die Dausque sei nur verstoßen, weil sie nicht von Adel sei, und wäre die Ehe mit ihr dennoch gültig. Ich glaube, es wäre meinem jungen Herrn wahrlich schwer geworden, eine passende Verbindung einzugehen, und hatte mich dazumal bereits in den Gedanken ergeben, daß der alte Stamm der Schenk von Nydeggen also ruhmlos verdorren werde. Da half der edle Erbmarschall wiederum. Er lud meinen jungen Herrn so freundlich auf sein Schloß Haag, daß dieser seine Einladung nicht, wie er sonst gewohnt war, zurückweisen konnte. Dort lernte Herr Arnold dessen Tochter Katharina kennen, die reine Unschuld und den heitern Frohsinn selbst. Der edle Graf hatte seinem Kinde viel von den Heldentaten unseres Herrn im Türkeneiche erzählt, daher es nicht zu verwundern war, daß das fröhliche Mädchen den bleichen, ernsten Gaist, den der Vater so hoch schätzte, gar sehr ehrte und bewunderte. Nun ist aber von der Bewunderung zur Liebe nur ein kleiner Schritt. Summa: Die beiden Herzen entbrannten in kurzer Zeit zueinander. Solches sah der Vater nicht ungern, ja er ermutigte meinen Herren freundlich zur offenen Werbung.

„Aber Herr Arnold wollte lange nicht an sein Glück glauben, und als er endlich an der Liebe Katharinias kaum mehr zweifeln konnte, wäre er uns beinahe recht kopfschütt geworden. Er hatte bald heraus, daß auch kein Sterbenswörtchen des leidigen Klatsches, der sich an seinen Namen gehetzt hatte, an das Ohr dieses unschuldigen Kindes gedrungen war. So bat er eines Tages beim Erbmarschall um die Hand der jungen Gräfin. Die Werbung wurde angenommen, und da man aus Gründen, die auf der Hand liegen, eine feierliche Hochzeit vermeiden wollte, benutzte der Erbmarschall die geschlossene Zeit des gnadenreichen Advents, in welcher wir gerade waren, um

den heiligen Ehebund in aller Stille schließen zu lassen. So kam auf St. Nikolaustag 1694 Frater Ambrosius, der Pastor von Geldern, auf das Schloß Haag; mit ihm Frater Marcellus vom heiligen Peter. Und hatten wir zwei, nämlich dieser Frater Marcellus und ich, Johann Matthias von Afferden, die sondere Ehre, unsere Namen als rechtschaffene Zeugen unter das rechtskräftige Dokument der Ehe zu setzen, welche von Frater Ambrosius eingezogen wurde. Schon am Tage darauf hielt das junge Paar seinen stillen Einzug in Bhenbeek, wie Ihr Euch dessen noch erinnern werdet.“

„Da fragte ich ihn vorwurfsvoll: „Und Ihr habt der edlen Frau Katharina nichts von jener Emerentiana Dausque gesagt?“

„Keine Silbe! Was sollte ich auch das unschuldige Herz mit der düstern Geschichte ängstigen und vielleicht gar die Verbindung unmöglich machen, welche das Lebensglück meines jungen Herrn und die Zukunft seines edlen Geschlechtes gefährdet hätte? Ihr Herr Vater wußte ja alles; mochte er seiner Tochter von dem Jugendleben meines Herrn mitteilen, was er entweder für notwendig oder für ersprücht hielt! Der kluge und fürsichtige Mann hat es aber offenbar für besser erachtet, dem ganz unschuldigen Kinde nichts davon zu sagen, anerwogen ihm die Ehe mit dem hochedlen und, wie er sich überzeugt hatte, trotz sotanen Jugendfehlers durchaus braven und ehrenfesten Herrn Arnold sehr am Herzen lag, er auch gepründete Hoffnung hatte, es werde seiner Tochter die leidige Geschichte von der Dausque niemals zu Ohren kommen. Es wurde nämlich damals der Tod der Emerentiana gäublich berichtet.“

„Wohl, wohl! Ich entschuldige Euer Tun, ob ich es gleich nicht billigen kann. Möge es niemals schlimme Folgen haben! Was würde wohl geschehen, wenn unsere gnädige Frau jezo die Wahrheit erfuhr oder, was schlimmer, den Klatsch, die Verleumdung? oder wenn nun jene Emerentiana ihr eines Tages unter die Augen trete?“

„Dennoch wäre es vielleicht besser“, riet ich, „Ihr würdet dem Herrn Eure List gestehen. Herr Arnold könnte seiner Gattin die Sache jetzt in einer Weise beibringen, daß es gewiß keine schlimme Folge hätte, wohingegen es gar traurig wäre, wenn die gnädige Frau unvorbereitet und unrichtig über das leidige Begebnis unterrichtet würde.“

„In selbiger Nacht quälte mich aber ein böser Traum. Es schien mir, der alte

Kriegsoberst Martin Schenk stehe in seinem Lederkoller vor der Wiege des kleinen Christoffel und suche grimmig lachend das Knäblein mit seinen großen Stulpfandschuhen aus den Windeln zu reißen, was meine gnädige Frau mit lautem Geschrei zu verhindern trachtete. Ich nun wollte ihr helfen und saßte den alten Schenk an seinem Koller; da war es aber nicht mehr der Kriegsoberst, sondern ein Weib, und der böse Schenk stand jetzt hinter mir und licherte mir ins Ohr: „Hi, hi, das ist sie, die Ementiana Dausque!“

Das Wort tönte noch in meinen Ohren, als ich aus dem Schlaf auffuhr und mich in Angstschweiß gebadet fand, derweil die ersten Lichter des Morgen- grauens durchs Fenster hereinfielen.

3.

Wie die Schlange ins Paradies kam

Dieweil ich nicht mehr einschlummern konnte, stand ich auf, packte mein Malergeräte zusammen und begab mich nach der Rehwiese, um in dem frühen Morgenlicht an einem Landschaftsbilde zu malen. Der Schloßherr gab mir gerne freie Zeit für meine eigenen Malereien. Schritt also mit meinen Siebensachen über die Schloßbrücke und hatte bald meinen kaum zweitausend Schritte entfernten Platz erreicht, allwo ich die Staffelei zurechstellte und ein halbfertiges Bild darauftzog. Dann trug ich die Farben auf die Palette und begann still und emsig zu malen.

Das Bild war bereits gänzlich gründiert und der klare Morgenhimmel mit hellen Rosawölkchen mir so gut gelungen wie noch nie. Auf der Moorwiese zitterte ein feiner grauer Nebel, so einen zarten durchsichtigen Schleier über den dunkeln Kiefernwald im Hintergrunde wob, während den Vordergrund eine schöne Baumgruppe mit der kräftigen Laubkrone einer Eiche und schwanken Buchenzweig zierte. Der Baumzülag war mir immer noch ein gar schwieriges Stück Arbeit; aber diese Gruppe schien doch nicht schlecht geraten. So malte ich zunächst an einem Reh, das sich trinkend zum Bach neigte, während der Bock hinter ihm wachsam witternd den Kopf in die Luft hob und wartete auf den ersten Strahl, den die liebe Sonne der Baumgruppe vor mir zusenden würde. Solane Lichtwirkung wollte ich dann versuchen, auf die Leinwand zu bringen. Möchte so etwa eine halbe Stunde emsig gemalt haben und war ganz in meine Arbeit vertieft, als der erste Sonnenstrahl über die weißen Buchenäste zuckte

und auf dem grünen Laubwerk zitterte. Rasch hatte ich den Pinsel gewechselt und setzte das Schlaglicht kräftig auf das Gezweig; da bot mir eine Stimme hinter meinem Rücken einen freundlichen Morgengruß.

Doch die plötzliche Unterbrechung hatte mir die rechte Stimmung geraubt. Da ich solches vermerkte, sprang ich in hellem Zorne auf, wandte mich um und war im Begriffe, dem Weib, das mich angeredet hatte, die Palette an den Kopf zu werfen. Hätte ich es nur getan! Als ich aber ganz unerwartet eine fremde Frau vor mir erblickte, war ich so verwirrt, daß Pinsel und Malerstod beinahe meiner Hand entfallen wären; hatte nämlich gemeint, es habe mir eine von den Bauerndirnen einen guten Tag geboten. Die Fremde war aber eine Frau von gar stolzer Gestalt, mit einem blassen Angesichte, aus dem große, glänzende Augen hervorleuchteten, und hatte selbige über Kopf und Schultern ein Spitzentuch geworfen, aus dem einige Strähnen schwarzen Haares hervorquollen.

Stotterte also eine Entschuldigung her; aber die Dame sagte mit einem Lächeln in ordentlichem Deutsch, wiewohl mit fremdländischem Ton: „Nicht Ihr, sondern ich habe um Verzeihung zu bitten; machen ich leider sehe, daß meine Störung den Genius verscheucht hat, welcher hier eben den Pinsel führte.“ Mit welchem freundlichen Worte sie näher zur Staffelei trat und das Landschaftsbild betrachtend sagte: „Bei dem göttlichen Apollo! Ein fürtreffliches Gemälde! Die Eiche ist gar prächtig ausgeführt! Der Hintergrund aber, so man wie durch einen Schleier mehr ahnet als schaut, ist ein Meisterwerk! Der Herr ist bei den Niederländern in die Schule gegangen?“

So war ich noch nie gelobt worden, und in meiner Einfalt hielt ich das alles für eitel Wahrheit, die Fremde aber für eine große Kennerin. Antwortete demnach, ich hätte allerdings eine kurze Zeit bei Wouverman gelernt, nicht bei dem berühmten Philipp, sondern bei dessen jüngerem Bruder Peter. Aber leider nicht lange genug.

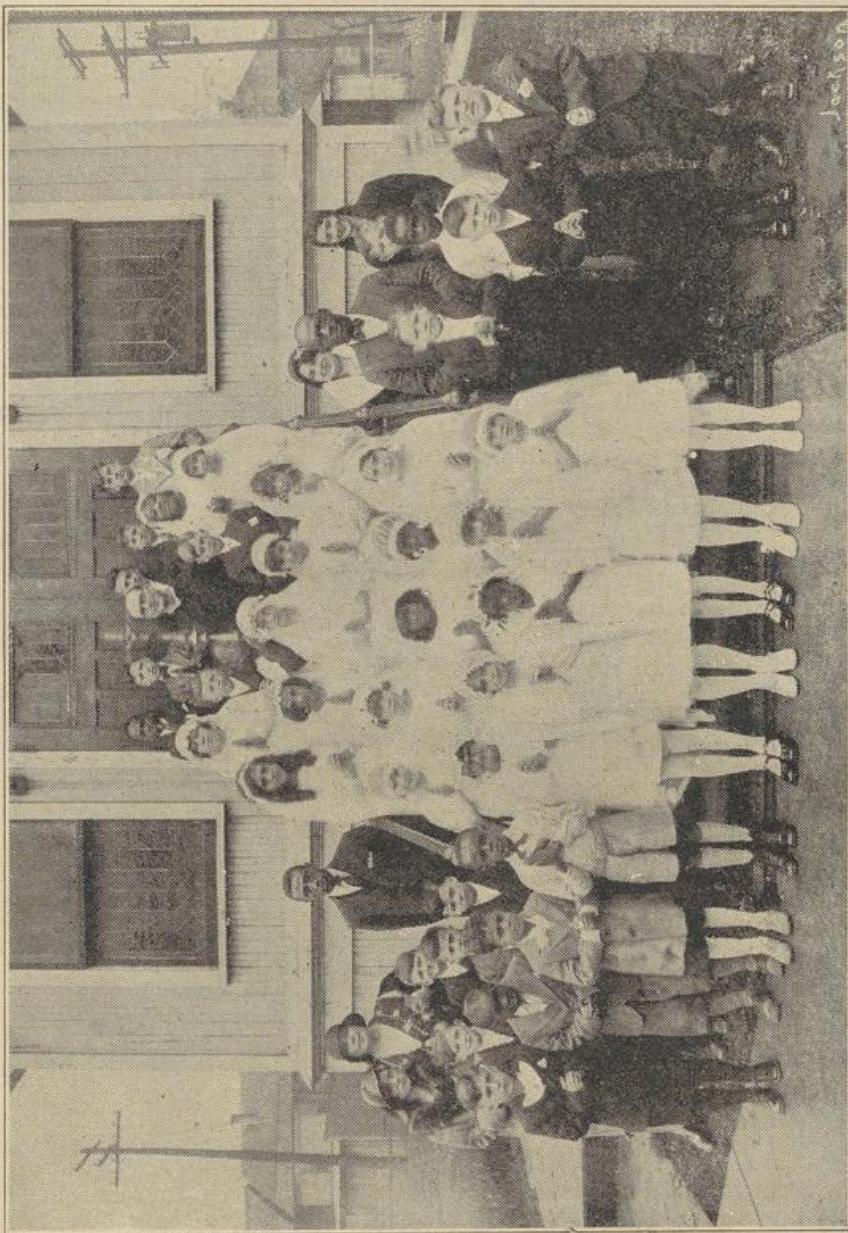
„O, der Herr hat viel gelernt!“ schmeichelte mein falsches Käätzchen. „Der hell-dunkle Hintergrund ist ganz Wouverman, wohingegen die Eiche freilich an Claude Lorrain erinnert. Die Landschaftsmalerei ist des Herrn eigentliches Fach?“

Mit jeglichem Lobgespruch lockte die Hexe mich eiteln Gimpel näher an die Schlinge, wovon ich aber weniger ahnte als ein Kindlein in der Wiege; war viel-

mehr gehästig, den Weihrauch aufzusaugen, den sie mir hinstreute, wie ein Vogler den Finken hanßamen. Sagte also, ich könne mich leider nur in freien Stunden der Landschaftsmalerei wid-

zierungen versehen seien, welche der jetzigen Mode entsprächen.

„Wenn der Herr Blumen und Früchte noch besser zu malen versteht als Landschaften“, fuhr jetzt die Fremde in



Erlötkommunitanten von St. Benedict in Detroit, u. S. A.
(Mariambiller Mission)

men, anerwogen ich nicht die Mittel hätte, nach meinem Genius zu arbeiten. Ich sei auf dem Schloße angestellt und müsse die Zimmer mit passenden Schildereien versehen. Blumen und Fruchtstücke seien mein Fach. Nebenbei sei ich auch an der Schnitzbank tätig und werde noch lange zu schnitzen haben, bis alle Zimmer und Säle mit Kaminver-

gar einschmeichelndem Tone fort, „so müssen das große Kunstwerke sein; anerwogen schon Eure Landschaft ein wahres Meisterwerk ist. Wie würde ich mich freuen, wenn ich selbige bewundern könnte! Wäre es nicht möglich, daß Ihr mir wenigstens eines von diesen Blumenstücken zeigtet?“

„Solches wird keine Schwierigkeit ha-

ben. Ich will Euch beim Herrn Marquis anmelden", antwortete ich, von so tanen süßen Reden gänzlich gefangen.

„Ich möchte mich doch nicht gerne anmelden lassen“, sagte die Fremde. „Ich bin auf einem Pilgergange zu Unserer lieben Frau nach Revelaer, habe mich gestern abend auf der Heide verirrt und mußte die Nacht da drüben bei der Windmühle in einer Hütte zubringen. Dahero ist mein Anzug, wie der Herr wohl bemerken kann, nicht also beschaffen, daß ich den Herrschaften darin vorgestellt werden möchte; habe überdies gelobet, meinen Bittgang inkognito zu vollenden und meinen Namen niemand zu nennen. Aber, lieber Meister, es ist ja jezo kaum morgens 5 Uhr, und die Herrschaften werden nach dem gestrigen Feste noch wenigstens etliche Stunden schlafen. Da ist es ja leicht, daß Ihr mich ungesehen hineinführet und mir Eure fürtrefflichen Malereien zeiget.“

Erst jetzt bemerkte ich, daß die Kleidung der Dame, so kostbar der schwere, dunkelgrüne Damaststoff auch war, sich allerdings für eine Vorstellung nicht eignete. Das Spitzentuch war nicht rein, das freilich modisch spitz zulaufende Leibchen hatte schadhafte Stellen; der Saum des Kleides aber schleifte nicht nur taunah, sondern an vielen Stellen zerfetzt am Boden hin. Das alles hätten für mich Gründe genug sein müssen, hinterdenklich zu werden. Aber das süße Lob, das sie meiner Malerei gespendet hatte, raubte mir einfältigem Gedanken jede Besinnung; vermeinte also, es werde eine gar vornehme Dame sein, so in zerissen Kleidern, wie sie es fürgab, der Mutter Gottes von Revelaer einen Bittgang gelobt habe, und dachte sogar durch sie etwan hohe Protection und einen Namen zu gewinnen. War also in meiner Dummheit gleich bereit, sie heimlich in das „Paradies“ zu geleiten.

„Man führt also ein zufriedenes Leben auf dem einsamen Heidechlosse?“ fragte die Fremde, als wir just über die äußere Brücke gingen.

„Ein Leben wie im Paradies!“ antwortete ich. „Der Herr ließ mich deshalb auch das Prunkgemach, in welches ich Euch führe, als eine Art Paradies malen.“

Ein absonderliches Lachen spielte um die Lippen der Frau, das mich stutzig hätte machen müssen, wäre ich nicht gänzlich verbündet gewesen. Aber sie machte mir auch kein schlechtes Angebot auf mein Landschaftsbild, um mich in meiner Verblendung noch mehr zu bestimmen, derweil wir über die innere Brücke schritten. Traten also in das

„Paradies“, ohne daß mir im Traume eingefallen, welches Unheil ich eitler Geck hiermit vollbrachte.

„Ah!“ rief die Fremde. „Wer hätte eine solche Pracht in dem einsamen Schlosse vermutet! Und Ihr habt diesen herrlichen Plan entworfen?“

„Der Plan ist eigentlich mehr das Werk des gnädigen Herrn, so wohl im Lande Italien ähnliches gesehen haben mag. Allein die Figuren habe ich modelliert und geschnitten; auch die Schildereien an der Decke gezeichnet und gemalt.“

Worauf sie noch einen stärkeren Weihrauchdampf entzündete und mit glatten Worten zu rühmen fortfuhr: „Meister, Ihr habt ebennäßig so viel Talent für die Skulptur als für die Malerei. Freilich, die prachtvollen Frucht- und Blumengirlanden übertreffen alles und sind selbige in Wahrheit eines Seghers würdig!“

In währender Zeit wurde es aber im Schlosse lebendiger. Endlich, als schon zum drittenmal die Anna, welche die Tafel für das Frühstück bereiten wollte, die Türe geöffnet hatte, kam mir denn doch der Gedanke, daß es hohe Zeit sei, die Fremde aus dem Schlosse zu führen.

Allein die Dame wollte meine Worte nicht verstehen. Sie setzte sich auf einen der hochlehniigen Stühle und belobete in immer zierlicheren Worten die Girlande des Sommers. Das Ding wurde mir unbehaglich, obgleich mir noch keine Ahnung von dem Unheil kam, daß meine verwünschte Eitelkeit angerichtet hatte. Nahm mir also schließlich ein Herz und bat die Fremde mit deutlichen Worten, zu gehen. Aber sie machte keine Miene, meiner Bitte zu entsprechen, ersuchte mich vielmehr um ein Stück Papier und einen Zeichenstift, sintonal sie sich zum mindesten für eine Stickerei die gar zu fürtrefflich gelungene Anordnung der Sommergirlande merken müsse. Wiederholte also, es sei hohe Zeit, die Tafel für das Frühstück zu bereiten, da die Herrschaften gewohnt seien, früh aufzustehen. Aber die Person blieb ruhig sitzen und fragte, wo ich das Modell zu den prächtigen, güldenen, rotwangigen Frühpäpfeln aufgetrieben habe. In meinen Nöten versprach ich ihr eine Zeichnung sämtlicher vier Girlanden; nur möge sie jetzt um des Himmels willen gehen.

Als sie nun zu meiner inständigen Bitte nur lachte, riß mein Geduldssaden, und fuhr sie in hellem Zorne an: „Ihr seid keine vornehme Dame, wofür ich Euch in meiner Dummheit hielt! Ihr seid eine Landstreicherin, und wenn Ihr Euch nicht augenblicklich Eures Weges

trollset, werde ich den Herrn Kastellan oder den Herrn Marquis rufen, und dieser

„Ruft ihn doch!“ unterbrach mich das freche Weibsbild mit unverschämttem Hohn.

Da auf einmal blitzte durch mein Gehirn ein Gedanke, der mich so erschreckte, daß ich mich auf meinem Stuhle aufrecht halten mußte. Prechte endlich mit Mühe die Frage heraus: „Wer seid Ihr? Ihr seid doch nicht . . .“

„Wer ich bin, werdet Ihr sonder Zweifel erfahren, sobald der Schloßherr mich sieht — ruft ihn!“ erwiderte die Fremde und setzte sich auf das Lotterbett. Mir aber tanzten vor heller Angst und Zorn die vier Jahreszeiten vor den Augen; stürzte also, meiner selbst kaum mächtig, auf die Türe zu, um den Marquis, den Kastellan, wußte selbst nicht wen, zu rufen; prallte aber, da ich justement die Klinke sah, mit dem alten Matthias zusammen, der in der Türe erschien. Es hatten ihn nämlich die Mägde, so das laute Gespräch gehört hatten, herbeigerufen.

„Was geht denn hier vor? Wer ist denn hier eingedrungen?“ — fragte der alte Mann eintretend. Als er aber die Frau auf dem Lotterbett erblickte, öffneten sich seine Augen weit, und die Farbe wich aus seinem Gesicht, daß ich schier meinte, es habe ihn der Schlag gerührt.

„Ihr hier, Madame!“ brachte er endlich, zum Tode erschrocken, über seine benden Lippen.

„Wie ihr seht“, antwortete frech die Fremde. „Der Meister Maler ist so freundlich gewesen, mich in dieses Haus zu führen, das von Rechts wegen mein Schloß ist, und da ihr mich kennt, werdet ihr auch die Güte haben, mich bei meinem Gemahl zu melden.“

„Bei eurem Gemahl!“ rief der Kastellan. „Ihr wißt sonder Zweifel ganz gut, daß ihr keinerlei Zug oder Recht auf solche Benennung habt. Frau Dausque, ich bitte und beschwöre euch, gehet aus diesem Schlosse und stört den Frieden nicht, welcher allhier herrschet.“

„Freilich, freilich! Sehe ja wohl, daß ich in einem Paradiese bin“, höhnte sie frech lachend. „Ei, das ist ein Grund mehr, mich keineswegs so leichter Hand fortweisen zu lassen. Soll ich etwa obdachlos auf der Landstraße irren, während mein Mann in solchen Prachtzimmern taselt? Nein, ich will und werde hier bleiben.“

„Euer Trost wird euch wenig nützen“, antwortete Matthias, so sich wieder gefaßt hatte. „Die Knechte werden euch mit Gewalt über die Brücke führen. Ge-

schwind, Meister Thyssen, bringt den Kurt und den Grates her!“

„Der Herr Maler wird das bleiben lassen“, sagte Frau Dausque, nicht so fast mit Ruhe, als mit Ausgeschämtheit. „Einmal das Haus meines Wissens voll Gäste ist, möchte es meinem Manne nicht lieb sein, einen ärgerlichen Auftritt zu erleben. Wenn man mich aber mit einem Finger anruhrt, werde ich so schreien, daß das ganze Haus zusammenläuft — verlaßt euch darauf!“

„Da habt ihr uns eine saubere Beſicherung bereitet, Meister Jan!“ sagte mein alter Matthias. Ich aber rauhte mir in heller Verzweiflung mein Haar, sagend: „Den kleinen Finger wollte ich geben, ich hätte es nicht getan!“

„Verzeih euch Gott eure Torheit!“ entgegnete er. „Geht jetzo in Gottes Namen und schauet, wie ihr den gnädigen Herrn ohne Aufsehen in das anstoßende Zimmer bittet.“

„Nein, hier will ich ihn sprechen“, sagte die Fremde gar trübig. „Wenn jemand ein Recht hat, in diesem Prunkzimmer zu verweilen, so steht solches Recht mir zu.“

Es verging eine gute Viertelstunde, Frau Dausque wurde unruhig und schritt im Zimmer auf und ab. Dann öffnete sich die Türe, und herein trat mein Herr Arnold mit seinem Schwiegervater. Sobald sie meines gnädigen Herrn ansichtig wurde, wollte sich die Emerentiana selbigem um den Hals werfen mit lautem Rufen: „Arnold, mein Arnold!“ wobei sie sich nunmehr der französischen Sprache bediente. Als aber dieser sie tief errötend und gar unwilling mit der Hand zurückwies, stürzte sie ihm zu Füßen, umflammerte ihn gewaltsam und flehte: „Arnold, du mußt mich hören, du darfst mich nicht ungehört von dir stoßen; man hat dein Herz von dem meinigen gerissen!“ und was dergleichen Worte mehr waren. Mein gnädiger Herr aber ließ sich von ihren süßen Worten mit nichts fangen, sondern entgegnete streng: „Madame, lasset das gut sein, stehet auf, sofort; ich würde sonst gezwungen sein, mich Euer Händen mit Gewalt zu entringen!“

Worauf die Emerentiana erwiderte: „Arnold, Arnold, so redest du zu mir?“

Da trat mein Herr Erbmarschall vor und sagte: „Madame, ich bewundere Euer Mienenspiel, Eure tragische Gebärde! Gerade so spielt man auf der französischen Bühne, der Ihr anjetzt vielleicht angehört.“

Solche Worte trafen die Fremde wie ein Pfeil. Sie schnellte vom Boden auf, blickte bleich vor Zorn den Erbmarschall

an und rief: „Wer ist der Mann, so sich zwischen meinen Gemahl und mich drängen will? Arnold, sage dem Herrn, er solle sich entfernen, dieweil ich mit dir allein zu sprechen habe.“

„Mein Herr Schwiegervater wird die Güte haben zu bleiben“, antwortete der Marquis mit fester Stimme. „Und nun, Madame, muß ich zuwörderst bitten, mich nicht mehr „Arnold“ zu nennen; anerwogen Ihr zu einer solchen Sprache kein Recht habet.“

„Darf die Frau ihren Ehemahl nicht also nennen?“ fragte das Weib.

„Ihr wisset recht wohl, daß Ihr nie meine Gemahlin waret“, entgegnete mein gnädiger Herr, die Augenbrauen gar finster zusammenziehend. „Ihr müßtet schon dazumal wissen, daß ich nie Euer Gemahl werden konnte, als Ihr mich durch List und Trug, was Euch Gott verzeihen möge, zu dem Schritte verlocktet, der mein Lebensglück auf viele Jahre zerstörte. Jetzt wenigstens müßt ihr es wissen, da der Heilige Vater unsere vorgebliche Ehe für null und nichtig erkannt hat.“

„Was kümmere ich mich um das römische Urteil, das durch Pfaffenräne erschlichen wurde!“ schrie die Freche.

„Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen.“

„Egender Betrug hatte uns verbunden und nicht Gott!“ rief Herr Arnold, wo bei ich wohl gewahrte, wie seine Stirnader anschwoll. Tat sich aber Gewalt an und fügte bei: „Kein Wort weiter! Wenn Ihr das Urteil des Stellvertreters Christi auf Erden nicht achtet, so werdet Ihr natürlich auf mein Wort noch weniger geben. — Habet Ihr sonst einen Wunsch?“

Da fuhr die Emerentiana auf: „Ha, du meinst wohl, ich sei als Bettlerin gekommen? Du willst mich etwa gar wie eine Bettlerin mit einem Stück Brot abspeisen? oder mir gar großmütig ein paar Gulden anbieten? oder dein Weib vielleicht von deinen Knechten vom Hose peitschen lassen? Wage es!“

„Das ist ja heller Wahnsinn“, sagte der Schloßherr. „Herr Vater, redet Ihr mit der Dame“; damit drehte er sich um und wollte gehen. Aber das Weibsbild gebärdete sich jetzt nicht anders als eine leidige Furie: „Wahnsinn? Ja, es ist vielleicht Wahnsinn, aber der Wahnsinn der Liebe! O Arnold, dich habe ich geliebt, dich liebe ich noch! Verwandle meine Liebe nicht in Haß; du würdest es eines Tages bereuen! Dazumalen bist du von mir gegangen, ohne auch nur meine Verteidigung zu hören. Lasse mich anjetzt wenigstens die elenden Verleumder ent-

larven, so durch schändliche Ränke mir dein Herz geraubt haben. Arnold, schau, gestern habe ich dich durch Geldern reiten sehen; da hat mir die Liebe keine Ruhe gelassen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch bin ich dir nachgelaufen, durch die Wälder, über die Felder, durch Sumpfe und über die Heide und über Stock und Stein — sieh hier mein Kleid, wie es zerlegt ist! — Arnold, ach stoße deine treue Emerentiana nicht von dir!“

Sie redete also beweglich, daß ich an dem Weibe schier irre wurde, obgleich ich bei ruhigem Denken erkannte, es sei eitel Komödie und die Dausque bezwecke nichts anderes, als den edeln Herrn, wenn solches ihrer Stimm' und Gebärde gelänge, auf ein neues in ihre Fesseln zu verstricken. Item die Dausque wollte ihn bereden, welche Liebe annoch in ihrem Herzen lodere, sich auch mit Gewalt wieder an den Herrn Arnold drängen, ja ihn mit ihren Armen umschlingen. Dieser aber sagte nur mehr das eine Wort: „Schlange!“ und stieß sie so unsanft zurück, daß sie schier gefallen wäre. Dann verließ er das Zimmer. Da verdrehte sie ihre Augen und sank mit einem Wutschrei auf einen Stuhl, indem sie stöhnte: „Jetzo ist alles aus!“

So trat nun der Erbmarschall vor sie hin und sagte: „Bin gänzlich derselben Meinung, und da alles aus und vorbei ist, bitte ich Euch höflich, mir zu folgen, anerwogen ich Euch persönlich vor das Schloß zu geleiten gedenke.“

Nochmals flammte ihr Zorn auf. „Eu-re Ränke haben mich unglücklich gemacht; ich werde mich rächen an Eurer Tochter, an Eurem Enkel! Meinet Ihr, daß ich mir nach allem, was Ihr mir zufüget, auch noch Euern Hohn gefallen lasse? Ich gehe nicht, jetzt erst recht nicht!“

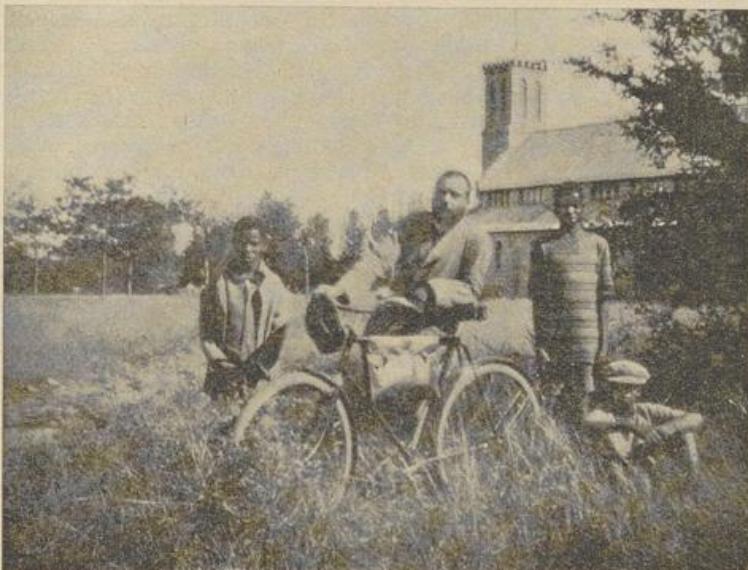
Der Herr war aber so ruhig, daß ihm kein Nerv in seinem Antlitz eine Muskel bewegte; falt und gelassen antwortete er: „Madame, man würde vielleicht gezwungen sein, Euch in den Schloßturm zu bringen, und derselbe ist nicht sehr wohnlich, obschon Ihr vielleicht in Eurem vielbewegten Leben die Bekanntschaft ähnlicher Herbergen schon gemacht habet. Ich fordere Euch zum letztenmal auf, das Schloß augenblicklich zu verlassen.“

Diese zwar mit Ruhe, wiewohl mit großem Nachdruck gesprochenen Worte des Erbmarschalls wirkten. Madame Dausque erhob sich mit einem Blick voll Gif und Galle und wollte gehen. Aber der Erbmarschall, so ein gar fürsichtiger Herr ist, sagte, er wolle selber dafür sor-

gen, daß sie ohne weiteres Unheil aus dem Schlosse komme, wintte uns also zu folgen, während er voranschritt.

Als mein Herr Erbmarschall eben die Türe des „Paradieses“ öffnen wollte, hörten wir, wie einige von den Gästen laut redend über den Korridor kamen; erkannte deutlich darunter die Stimme des jungen Herrn von Geßtern. Kann sich also männlich denken, daß ein Zusammentreffen dieser Herren mit der Dausque dem Erbmarschall mit nichten

Allbereits fühlte ich mich nicht wenig erleichtert, dieweil ich gänzlich vermeinte, das größte Unheil sei nun glücklich abgewendet; da trat uns nach Gottes gerechter Zulassung aus einer der beiden Kammern gerade diejenige entgegen, welche wir zumeist zu vermeiden wünschten, verstehe meine gnädige Frau Katharina! Weiß nicht, was sie alldort gesucht hat anerwogen ihre Gemächer ganz auf der andern Seite des Schlosses liegen. Ich meinte, der Blitz röhre mich, als ich sie



Hochw. P. Kammerlechner mit dem ihm gestifteten Fahrrad
Im Hintergrund die Kirche von Empanden

genehm war. Solches zu vermeiden, schritt er den Herrschaften eilig entgegen, indem er uns bedeutete, das Weib heimlich die nahe Seitentreppe hinabzuführen, und zog auch die Gäste glücklich mit sich in die große Halle und durch dieselbe in das dahinter liegende Jagdzimmer, dessen Fenster nicht auf den Schloßhof, sondern nach dem Garten zu den Aussblick gewähren. Wir nun hielten derweilen die Emerentiana, die schier Mine machte, ein Geschrei zu erheben, unter Bedräzung, sie ins Burgverließ zu stoßen, so sie einen Laut von sich gebe, im „Paradiese“ fest, bis wir den Herrn Erbmarschall die Türe der Halle schließen hörten. Dann brachten wir sie flugs die paar Schritte über den Korridor in den kleinen dunklen Seitengang, so zur Nebentreppe führet, und zogen auch da die Türe, welche den genannten Seitengang mit dem Hauptgange verbindet, fürsichtig ins Schloß.

im hellen Morgenstrahle, so aus der geöffneten Kammertüre in den duinkeln Gang fiel, also plötzlich vor uns stehen sah. Noch mehr war der alte Matthias erschrocken, daß ihm die Knie schlitterten und er sich an der Wand festhalten mußte. Die edle Frau Katharina hatte ihr Knäblein auf den Armen und leuchtete vor lauter Glück und Frohsinn nicht anders als die liebe Sonne im Maien.

Da sie eine Fremde zu also ungewohnter Zeit erblickte, schaute sie uns schier verwundert an, bemerkte auch gleich unsere große Verlegenheit, ja unjern Todesschrecken und wollte eine Frage an uns richten. Aber schon stürzte sich die Dausque mit Augen, welche funkelten wie der Blick der Natter, die auf den Wanderer loszischelt, auf meine liebe gnädige Frau. Kann sich männlich denken, daß ich das rasende Weibsbild zurückhalten wollte; riß sich aber los und schrie: „Madame, ich muß Euch spre-

hen! Um des Kindes willen, das Ihr an Eurer Brust trage, höret mich an!"

"Schweiget, Unglückliche!" unterbrach sie mein Kastellan. "Gnädige Frau —"

"Nein, ich will reden, ich muß reden! Höret mich; bei allem, was Euch heilig und teuer ist!" rief die Französin, auf ihre Knie niederfallend.

"Wer ist die Fremde?" fragte die gnädige Frau, und vor Schrecken ob des heftigen Wesens der Emerentiana wischte ihr das frische Rot aus den Wangen.

"Höret nicht auf ihr Gerede, maßen es eine Wahnsinnige ist!" rief der alte Matthias. "Wo sind die Knechte!"

"Es ist jedenfalls eine Unglückliche — ich will sie anhören", sagte die edle Frau Katharina; übergab also ihr Kind der Anna und winkte uns, der Fremden in die Kammer zu folgen. Umsonst sperrte sich der Kastellan und versuchte abermals, jedes weitere Gespräch mit der Versicherung abzuschneiden, die Fremde sei gänzlich wahnsinnig.

"Wahnsinnig?" höhnte Frau Dausque. "Vielleicht daß ich es annoch werde, und ein Wunder wäre solches wahrlich nicht, nachdem mich mein Ehemahl also behandelte." Dann sich gegen meine arme gnädige Frau wendend, begann sie alsbald ihr Natterigkeit in deren reines Herz zu trüpfeln: "Ach, mein gnädiges Fräulein, es drückt mir schier das Herz ab, daß ich Eure Augen öffnen muß; schulde es aber Euch und mir. — Kennst du diesen Ring?" Damit zog das Weib einen güldenen Siegelring, so an einem Seidenbande befestigt war, aus seinem Busen.

"Es ist das Wappen meines Gatten", erwiderte die gnädige Frau, die noch immer nicht ahnte, wer die Fremde sei und was das alles bedeute.

"Sie hat ihn gestohlen!" rief der Kastellan.

"Gestohlen!" lachte die Emerentiana. "Ihr wißt recht wohl, daß Ihr jetzt eine Lüge ausgesprochen habt. Müßt Ihr doch selber bezeugen, daß ich diesen Ring vor 14 Jahren aus der Hand Arnolds Schenk von Nydeggen empfing!" Dann wandte sie sich gar ernst an meine gnädige Frau, sagend: "Ja, mein gnädiges Fräulein, Ihr seid betrogen, Ihr seid schmählich hintergangen! Der Mann, welcher sich Euer Gemahl nennt, hatte kein Recht, Hand und Herz an Euch zu vergeben, anerwogen selbiger seit 14 Jahren mein Gatte ist."

Kann sich männiglich denken, daß eine solche Rede auf meine gnädige Frau nicht anders als ein Donnerkeil herabfiel. Als bald schoß ihr das Blut ins Angesicht, und sie rief: "Wer seid Ihr, daß Ihr es

waget, mich und meinen Gemahl unter unserem eigenen Dache zu beschimpfen?"

"Daz ich solches wage", entgegnete das Schandweib, „muß Euch etwa den Gedanken eingeben, ich habe ein Recht dazu. Ich bin die verwitwete Gräfin de Bruay und die eheliche Frau von Arnold Schenk von Nydeggen, dahingegen Ihr, mein gnädiges Fräulein, hier den Platz einnehmet, der nach Recht und Ge- rechtigkeit mir gebühret."

Ein solches über die Maßen freches Benehmen verwirrte meine gute Frau Katharina gänzlich. „De Bruay?" sammelte sie. „Nie in meinem Leben habe ich diesen Namen gehört. — Matthias, redet Ihr! Ihr kennt ja meinen Arnold von Kindheit an, maßen Ihr demselben von seinem sterbenden Vater als ein treuer Diener und fürsichtiger Mentor übergeben wurden. So redet und zeuget jezo wider dieses Weib und deren ungeheuerliche Worte! — Wehe, was steht Ihr also verwirrt und erschrocken? Was ist es mit jener Gräfin de Bruay?"

So suchte sich nun mein Matthias zu fassen, was ihm jedoch schlecht gelingen wollte, und schrie, außer sich vor Angst und Zorn: „Glaubt keine Silbe, gnädige Frau! Der helle Wahnsinn redete aus der Landstreicherin; sehet nur, wie sie die Augen verdrehet."

Dahingegen wiederholte die Emerentiana ihre alte Rede: „Hier steht jene Gräfin de Bruay, welche dieser Mann da wohl kennt und von deren Ehe mit seinem Herren er genaue Kunde besitzt. Er möge es leugnen, wenn er die Stirne dazu hat!" Mit diesen Worten drehte sie sich dem alten Manne zu, dessen Verwirrung Frau Katharina nicht entgehen konnte. Dann fuhr sie fort: „So wahr ich lebe, man hat Euch betrogen! Ich bin die eheliche Frau des Schenk von Nydeggen und fordere mein Recht auf die Hand des Mannes zurück, den elende Ränseschmiede zum Treubruch gegen mich und zum Betruge gegen Euch verleitet haben."

Frau Katharina stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „Mein Kind, mein Kind!" Dann schwanden ihr die Sinne. Eilends holte der Kastellan seine Frau, die Margret, herbei, welche mit lautem Jammern die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als sie ihre Herrin bleich wie ein Leinlaken erblickte.

„Die Wahnsinnige da hat sie erschreckt", sagte mein alter Matthias. Da aber die Dausque bei solchen Worten und bei dem jammervollen Anblick der Carmen Frau Katharina nur höhnisch lachte, brach er in hellen Zorn aus und fuhr das Weib mit den Worten an:

„Giftige Schlange, so das Jugendglück meines armen Herrn vernichtete und nun auch in das arglose Herz meiner edlen Herrin den Geifer ihres Gifftes spritzete: schere dich von hinnen!“ Und da nun ob des lauten Redens auch ein Diener die kleine Treppe heraufkam, rief er ihn herbei und sagte: „Grates, nimm diese Landstreicherin, so sich hehlings ins Schloß einschlich; jage sie, peitsche sie meinthalben vom Hofe, und wenn sie nicht gehen will, so heze die Hunde auf sie!“

„Ich gehe schon“, sagte jezo die Ementiana, als der Grates sie derb am Arme faßte. „Aber bei meinem Leben, ich werde ein andermal wieder kommen, und mögen mir meine Glieder bei lebendigem Leibe verrotten und verfaulen, wenn ich ruhe und raste, ehe bevor das Blyenbeeker „Paradies“ meine Rache fühlet!“

Sonach ließ sich die Hexe von dem Grates ohne fürderes Sperren die Neuentreppe hinabführen. Wir zwei gingen hinter ihr drein bis über die äußere Schloßbrücke, allwo der Kastellan sie abermals mit den Hunden bedrohte, auch in ihrer Gegenwart dem Torwart gebot, das Mensch unter keinen Umständen oder Vorwänden jemalen wieder einzulassen.

Erst am Nachmittage ging ich wieder in den Hof hinab; denn der Portalschmuck sollte weggeräumt werden. Du lieber Gott, wie ganz anders war es mir jezo ums Herz als vor 24 Stunden, da ich die Kränze aufhänge! Wie hatte sich aller Jubel so rasch in Traurigkeit verwandelt, und war das Wort des Erbmarschalls in Erfüllung gegangen, als ja auch das Sprichwort sagt:

„Glück und Glas,
Wie bald bricht das!“

Um selbigen Morgen sind die Gäste zu guter Stunde fortgeritten und haben nichts von dem traurigen Vorfall erfahren. Angelina hatte sich verabschiedet; die gnädige Frau müsse noch der Ruhe pflegen, sagte man den Fremden, anerwogen der gestrige Ritt sie über die Maßen ermüdet habe. Nachmittag ließen auch mein gnädiger Herr und dessen Schwiegervater satteln und ritten selber gen Gelbern. Beide waren gänzlich der Überzeugung, Frau Katharina habe auch nicht die allerleiseste Ahnung von dem leidigen Besuche, so das Schloß in der frühen Morgenstunde gehabt, und des festen Willens, sofort miteinander bei einer strengen gelberischen Obrigkeit die geeigneten Schritte zu tun, um die Landstreicherin entweder einzutür-

men oder aber des Landes zu verweisen. Habe auch wirklich später gehört, sie sei vom Büttel gegriffen und über die Grenze gejagt worden, sobald sie sich am folgenden Tage in Geldern gezeigt.

In währender Zeit blieb Frau Katharina mit ihrem Knäblein und ihrem Kummer allein in ihrem Gemache. Als die alte Margret sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu vernünftigen Sinnen gebracht hatte, soll sie nur ein wenig geweint haben, dafür aber stundenlang bleich wie der Tod dagesessen oder in der Kammer hin- und hergegangen sein. Endlich aber habe sie, wie mir die Margret erzählte, das Knäblein auf die Arme genommen, mit feuchten Augen geherzt und geküßt und dabei gesagt: „Mein herzsüßer Christoffel, du wenigstens bist mir geblieben!“

In ihres Herzens Bitterkeit schlug sie den Gedanken aus, zu Arnold zu gehen und von ihm ihre Zweifel lösen zu lassen. Würde er sie nicht abermals täuschen? Und weshalb kam er nicht selbst, um sich zu rechtfertigen oder um Verzeihung zu bitten? Weshalb ritt er gerade jetzt mit dem Vater fort, ohne auch nur, wie er sonst pflegte, ihr ein Wort zum Abschiede zu bieten? Sagte ihn etwa das Bewußtsein seiner Schuld von hinten?

Solches mögen die Gedanken gewesen sein, so an jenem Tage bitter wie Vermut das Herz der jungen Frau erfüllten.

4.

Vom Leidmut der edlen Frau Katharina und wie das Paradies wiederhergestellt wurde

Also verflossen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen, ohne daß auf dem einsamen Heideschloße etwas Absonderliches fürgefallen wäre. Herr Arnold war just in selbigem Sommer gar selten auf Blyenbeek, dieweil sein Schwiegervater ihn mehr und mehr in die Geschäfte der Regierung hineinzuziehen versuchte. Er gab ihm die Verwaltung seiner Güter Hillenrath und Swalmen bei Roermond, welche in den Kriegsläufen schwer gesitten hatten, viel Mühe und Arbeit. Selbst wenn er etwan auf einige Tage nach Blyenbeek kam, hatte er den Kopf voll Sorgen und Kümmernis, woher es denn leicht zu begreifen, daß er gegen die gute Frau Katharina nicht mehr so holdselig war wie in früheren Zeiten, als sie und ihre Liebe seine einzige Sorge ausmachten. Wie leicht konnte sich das Frau Katharina einreden, ganz andere Gründe

halten ihren Mann von ihr fern und hätten sein Herz verwandelt!

Mehr als einmal wollte ich mit ihr reden; aber ich fand das rechte Wort nicht. Malte damals das Bild Angelinas, und wenn mir das Edelfräulein saß, leistete ihr Frau Katharina gewöhnlich Gesellschaft. Einmal schien die gute Dame ganz besonders leidmütig gestimmt, so daß selbst das frohe Geplauder Angelinas nicht im stande war, die dunklen Wolken von ihrer Stirne und aus ihrer Seele zu verscheuchen. Da trug es sich, daß die Gräfin von einer Dienerin abgerufen wurde; nahm also die Gelegenheit wahr und fragte mein Edelfräulein, ob ihre Schwägerin krank sei, maschen selbige seit längerer Zeit gar so ernst und niedergeschlagen scheine.

„Ist solches Euch auch aufgefallen, Meister Thyssen?“ sagte sie. „Ich weiß nicht, was Ihr ist! Seit dem Morgen nach dem Wiegensepte ist sie nicht mehr die alte heitere Katharina. Habe sie wohl hundertmal gefragt; sie will aber mit der Antwort nicht heraus. Auch von der alten Margret und dem Matthias konnte ich nichts erfragen als die sonderbare Kunde, eine Wahnsinnige habe sie am selbigen Morgen erschreckt.“

Merkte also wohl, daß das Edelfräulein den Kummer nicht kenne, der die arme Frau bedrückte; auch wußte Angelina nichts von der leidigen Dausque, dieweil sie noch ein Kind war, als Herr Arnold in den Türkenkrieg zog. Und da ich ein merkliches Bedenken hatte, der unschuldigen Seele ein Wort davon zu sagen, ging ich mit mir zu Rat, ob ich an den Erbmarschall oder an Herrn Arnold schreiben solle: konnte nämlich das Herzeleid der edeln Frau nicht mehr länger mit meinen Augen ansehen.

Da kam mir eine unerwartete Gelegenheit zu Hilfe.

Item, stand an einem der folgenden Tage an der Schnitzbank und schnitzte an der Kamineinfassung, so für das „Paradies“ bestimmt war. Die eine der Seitenfiguren, eine Diana mit dem Köcher über der Schulter, sollte nach dem Wunsche des gnädigen Herren die Züge seiner Gemahlin tragen. Hatte den Kopf, welcher der Frau Katharina nicht übel gleicht, allbereits fertig; der untere Teil der Figur verließ in eine flache Säule oder Herme, und mir war bei der Arbeit der Gedanke gekommen, eine Schlange um selbige Herme zu ringeln. Schnitzte also an dieser Schlange und dachte dabei an die Emerentiana, so sich wie ein gif-

tiger Wurm an meine Diana herangeschlichen hatte, als die Türe aufging und Frau Katharina mit dem Knäblein auf ihren Armen zu mir hereintrat.

Sie betrachtete aufmerksam meine Schnitzerei. Dann sagte sie: „Die Diana soll wohl mich vorstellen; ja, ich habe in meiner Jugend die Jagd sehr geliebt.“

„In Eurer Jugend, gnädige Frau! Und Ihr zählt kaum zwanzig Jahre!“ rief ich.

„O man kann auch in jungen Jahren alt werden“, entgegnete sie mit einem also bittern Zuge um die Lippen, daß er mir das Herz zusammenschnürte. „Über Nacht kann man alt werden. — Über was schnißt Ihr da eine Schlange um das Fußgestell? Der Gefährte Dianas ist doch der treue Hund und nicht die falsche Natter.“

Solche plötzliche Frage verwirrte mich; ich suchte nach einer Ausrede. Allein ihr klares Auge ruhte so durchdringend auf mir, daß ich beschämmt verstummte.

„Wie, Meister Thyssen“, sagte sie dann, „ich habe immer geglaubt, daß Ihr mir treu ergeben seiet. Und nun wollt auch Ihr mich betrügen? Ihr habt Eure eigenen Gedanken, weshalb Ihr diese Schlange meinem Bilde beifüget, und ich errate selbige!“

„Gnädige Frau“, sagte ich, „es ist mir nie eingefallen, Euch zu betrügen. Und da Ihr es wünschet, will ich offen reden. Die trüben Gedanken, welche sich in Euer Herz eingeschlichen haben, glaube ich zu kennen, hoffe auch zu Gott, selbige verbannen zu können.“

„Redet“, preßte sie mühsam hervor. „Aber glaubet nicht, daß ich meinen Gemahl einer gemeinen Tat fähig erachte.“

„Gott sei dafür gepriesen!“ rief ich. „So ist es der Schlange, welche ich hier schnitze, nicht geglückt, Eurem Herzen einen tödlichen Stich beizubringen: es wird wieder genesen und die alte Liebe darin auf ein neues fröhlich erblühen.“

„Kann wohl Liebe leben“, seufzte sie, wo kein Vertrauen herrscht?“ bei welchen Worten eine Träne in ihren Augen glänzte.

„Das Vertrauen hoffe ich wieder begründen zu können. Ihr habt recht geraten. Die Schlange, so ich hier schnitze, ist jenes unselige Weib, das durch elenden Betrug die Jugend Eures Gatten mit Galle und Wermut gewürzt hat, und das jetzt aus Rache Eure Liebe gar gerne vergiften möchte.“

(Fortsetzung folgt)